

## Mein Heim, meine Zelle

Protokolle aus einer Großstadt-Mustersiedlung von Gisela Stelly und Stefan Aust

VON Gisela Stelly und Stefan Aust | 19. Februar 1971 - 13:00 Uhr

Lohbrügge-Nord, am Südrand Hamburgs, gilt als Mustersiedlung. In Hochhäusern, in mehrstöckigen Mietblocks, in Reihenhäusern und in Bungalows wohnen dort zwanzigtäusend Menschen. Die meisten Frauen in dieser Großsiedlung sind zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig Jahre alt; fast alle haben Kinder, meist zwei, häufig drei, manchmal vier.

„Um sieben Uhr stehen wir auf. Waschen, frühstücken. Um acht sind wir mit Kaffeetrinken fertig. Dann geht mein Mann aus dem Haus. Kuß an der Tür, das ist so automatisch, dann geht man auf den Balkon und winkt noch. Ja, dann fange ich an. Mit dem Wohnzimmer bin ich in einer Viertelstunde fertig; dann kommt das Schlafzimmer. Ich mach' das nach der Uhr, Wohnzimmer, Schlafzimmer um neun Uhr, dann mach' ich das Kinderzimmer fertig, ja, und zwischendurch Wäsche. Wenn der Sohn aus der Schule kommt, steht das Essen auf dem Tisch. Einkaufen tue ich nachmittags, kurz vor sechs. So gegen zwei ist man mit der Küche fertig, und dann gibt es Kaffee. Montags werden immer die Fenster geputzt; da mache ich alles ziemlich gründlich. Wenn es am Ersten Geld gibt, dann geht es umschichtig mit meinen Freundinnen: eine gibt Kaffee und Kuchen aus. Dann trinken wir Kaffee, und dann wird gestrickt, und dann gehen wir einkaufen. Und nach dem Einkaufen macht jede Abendbrot. Die Kinder waschen sich selber, dann gucken sie Fernsehen, und um sieben Uhr essen sie Abendbrot, um acht marschieren sie ins Bett. Und dann hat man Zeit für den Mann.“

Tagsüber herrscht in Lohbrügge-Nord das Matriarchat. Die Wohnblocks stehen wie Festungen für Frauen und Kinder in der Landschaft, abgewandt von der Stadt, abgeschirmt. Man kann sich an Urzeiten erinnert fühlen: als die Männer Jäger waren und aus feindlicher Umwelt die Beute nach Hause zur Frau brachten. Die Beute heute sind Lohn und Gehalt. Die zivilisierten Jäger müssen weit pirschen; in der Siedlung gibt es keine, in der näheren Umgebung so gut wie keine Arbeitsplätze. Ein, zwei Stunden läng fahren viele. Die Frauen bleiben nicht nur zu Hause; sie bleiben in ihren Wohnungen.

„So eine kleine Wohnung, die macht nicht mal Arbeit, solche Wohnung hat man im halben Tag fertig. Was macht man dann? Dann hat man also nur die Kinder; und wenn es regnet, dann bleibt man drin, ja, mal macht man auch im Regen einen Spaziergang, aber man hat keinen Auslauf, man tritt sich gegenseitig auf die Füße. Ich mag gern viel arbeiten, bei mir muß das alles schnell, gehen. Mit dem Saubermachen, mit diesen achtzig Quadratmetern bin ich um zwölf Uhr fertig, und ich mache alles sauber, jeden Tag.“

„Diese Hausarbeit ist völlig unproduktiv. Sie haben es noch nicht fertig, dann ist es schon kaputt. Es gibt mir keine Befriedigung, und dann glaube ich, das Finanzielle macht auch was aus. Wenn man nun für seine Arbeit jeden Monat Geld bekommt, dann weiß man wirklich, was man wert ist, man kann sich steigern. Ich habe hier ja keine Aufstiegschancen. Was kann ich denn noch werden?“

„Ich' würde auch mal gern etwas Produktives leisten, aber auf der anderen Seite befriedigt es mich-eigentlich auch, wenn ich mich weiterbilde und wenn ich weiß, ich kann'überall mitreden, kann mich an Diskussionen beteiligen, bin also auf dem laufenden, und kann Sprachen lernen, kann mich verständigen,-wenn ich irgendwohin komme. Das befriedigt mich.eigentlich sehr.“

„Ja, was sollte man tun? Stellen Sie sich mal vor, Sie sitzen hier ram in Lohbrügge-Nord, Sie können natürlich auf eigene Faust was unternehmen. Sie können vielleicht ein Hobby haben, photographieren oder so, Sie können Ihre Filme schneiden, Dias rahmen oder sonst was machen. Man kann nähen, man kann Bücher lesen, aber alles nur für sich, selbst. Mit wem wollen Sie sich denn zusammentun? Man könnte sich zwar'eine Freundin suchen; aber dann ist es auch schon aus. Für drei, vier Frauen sind die Wohnungen zu klein. Früher gab es diese Handarbeitsklubs; die sind wohi auch ausgestorben.“

Gemeinschaft gibt es nicht;, es gibt die Wohnungen, in denen sich die Frauen ihre Welt einrichten, für sich, für die Kinder, für den Mann; und meist hat man sich in seiner Vier-Wände- Welt verbarrikadiert; In der Mustersiedlung Lohbrügge-Nord kennt man nicht jene sozialen Wohntragödien, die etwa das Märkische Viertel in Berlin zu einem Exempel gemacht haben. Die Probleme blieben gleichsam im Grün versteckt.

Das natürliche Gefälle der Landschaft bringt es mit sich, daß in dieser Großsiedlung die Mietund Hochhausbewohner auf die Reihenhausbesitzer hinuntersehen und die Reihenhausbesitzer auf die Bungalowsbesitzer. Freilich blickt man da nicht einfach „herab“; im Gegenteil: da wird augenfällig, wie weit man es im Leben schon gebracht hat und wie weit der andere es gebracht hat und wie weit man es eigentlich noch bringen sollte, könnte, müßte. In solchem Vergleich liegen Mahnung und Erfolgskontrolle. Und solcher Vergleich macht abermals Abgrenzungen deutlich.

Die Frauen in den Bungalows haben, keinen Kontakt mit den Frauen in den Reihenhäusern; die Frauen in den Reihenhäusern kennen, die Frauen in den Mietblocks nicht. Von den Nachbarn freilich weiß man so ziemlich alles; und die Frauen in den Miethäusern wissen da mehr als die in den Reihenhäusern und diese wieder mehr als die Frauen in den Bungalows.

Geht man durch die Bungalowwand: Reihenhausstraßen, . präsentiert sich Prestigedenken: Springbrunnen, Butzenscheiben, Schmiedeeisernes, Rutscherlampeh, Ziersträucher, eine Art Gardinenkult — so zeigen die Frauen, was ihre Männer wert sind. - . '

„Mitunter hah' ich so ein bißchen das Gefühl von Klassenhaß. Hier wird viel darüber geredet, #was sich die Leute angeschafft haben, wissen Sie, schon aus dem einfachen Grunde, weil wir "im großen und ganzen alle eine Altersstufe sind. Viel-, leicht kommt das daher, weil man sieht, was man unter Gleichaltrigen erreicht hat und was man und nicht so wie hier, wo man jedes Husten hört. Wohnungen, wo' man wirklichein Privatleben führen kann."

Die Mieten (im sozialen Wohnungsbau) sind „normal". Die meisten Wohnungen sind zu klein. Als größtmögliche Mietfläche werden 80 Quadratmeter. angeboten, bei einer fünfoder sechsköpfigen Familie sind das 16 oder 13 Quadratmeter pro Person, inklusive Küche und Bad. Und 80-Quadratmeter-Wohnungen werden selten gebaut.

Der größte Raum in den Wohnungen ist immer das Wohnzimmer. Zwanzig oder fünfundzwanzig ' Quadratmeter soll der Raum sein, in dem' sich die Familie zusammenfindet. Die, Familienmitglieder schon können kaum mehr als Ellenbogenfreiheit genießen; der Besuch von nebenan fihdet hier keinen Platz' mehr. Und doch sind alle Wohnzimmer aller Mietwohnungen so hergerichtet, als käme jeden Augenblick jemand zu Besuch. ' ' ' :

In der Wohnstadt kann man nur wohnen. Die Öffentlichkeit kommt per Fernsehen in die Isolation; erlebt wird sie' kaum noch. Die. drei Kneipen, die es in der Zwanzigtausend-Einwohner-Siedlung gibt, machen schlechte. Geschäfte; seitdem Autos ohne Anzahlung gekauft werden können, sind sie noch leerer. In. ihrer Wohnstadt, die festungsgleich wirkt und doch nicht schützt, bleiben die Menschen einander fremd. Nicht Klassenhaß entzweit sie, sondern Neid und Mißtrauen stehen zwischen ihnen, Neid auf das größere Auto, auf die < protzigere Sessel-Couch-Garnitur im Wohnzimmer womöglich, Mißtrauen gegenüber dem sich ebenfalls isolierenden Nachbarn.

.. '

„Wir sagen uns im Treppenhaus mal schnell guten Tag, und wenn die Kinder krank werden, unterhält man sich darüber; Mein Mann ist sowieso nicht, dafür, er mag nicht sein Privatleben' ausplaudern; der hält sich da lieber ein bißchen raus. Er hat auch ein bißchen, viel schlechte Erfahrungen gemacht. Wir .sind mit drei Ehepaaren, reingefallen, man wurde immer, ein bißchen ausgenutzt. Früher haben wir bei'unseren Nachbarn Karten gespielt, und dann hieß es: wir haben nur drei Flaschen Bier da. Später haben wir selber Besuch bekommen, und wir hatten nichts da. Da ist mein Mann rübergegangen und kam plötzlich mit fünf Flaschen Bier an. Das störte ihn sehr. Erst sagen: ich hab' nichts, und dann... Da. haben wir lieber keinen- Hauskontakt mehr, außer eben guten Tag und guten "Weg."

In den Bungalows geht, es, wenn Gäste bewirtet werden,, in. der Rege! um die gesellschaftliche und geschäftliche Stellung des Mannes. In den Mietwohnungen ist Besuch unter 1 Nachbarn allenfalls noch ein Ritual. ' # ' ;

„Ich sage, immer, das sind die Salzstangeneinladungen. Diese Leute, die den ganzen Tag nur ihr Haus saubermachen und abends sagen: Kommt doch mal. Und dann machen sie erst ein ganz, dolles Tischtuch auf den Tisch und stellen dann Salzstangen hin und Wein auf Untersetzern. Dann muß man immer die Salzstange nehmen und erst mal auf so ein kleines Ding legen, und dann darf man die Salzstange essen, und dann wird furchtbar vieldummes. Zeug geredet. Geht man. nach Hause, ist man unbefriedigt und hat das Gefühl, man hat den ganzen Abend irgendwie verscl ;nkt. - Die Masse der Frauen hier hat es schwer. Fast keine hat ein zweites Auto. Alle schleppen sie ihre Einkäufe nach Hause, haben oft drei bis fünf Kinder, und was anderes kennen sie überhaupt nicht. Manche gehen sogar ba einer Kittelschürze einkaufen, so urigepflsv«; sie tun mir eigentlich immer, leid.. Aber man. hat #wirklich keine Lust, Kontakt mit solchen' Frauen aufzunehmen." . •

Die Frau des Bankkaufmännens bewohnt einen Bungalow. Das Haus zeigt schon Setzrisse. „Als das hier gebaut wurde", erzählt sie, „da sagte ein-Arbeiter zu mir: Was hat denn der Schiet gekostet? Damit meinte er unser Haus." Sie meint: „Natürlich gibt es Neid, und ich versuche immer, unseren Kindern klarzumachen, daß es überhaupt nicht besser ist, ob sie nun hier woh- ( nen oder da oben in einem Mietshaus; da oben hätten sie noch eine bessere Aussicht."

In den Mietwohnungen freilich wünschen sich die Frauen ein eigenes Haus; und nicht selten wird der Traum vom Eigenheim mit der Sehnsucht nach einer natürlichen Gemeinschaft unter den Menschen gekoppelt.

. „Wenn ich ein eigenes ..Haus hätte, das meinen Ideen, meinen Vorstellungen nahekommt, daran würde, ich hängen. Aber diese Wohnung hier bedeutet mir überhaupt nichts, ist ein Kaninchenstall für mich. Ich mag hier nicht sein, es ist-alles viel zu eng, ekelhaft. Am liebsten möchte ich ein Haus mit Strohdach und schönen großen Fenstern, schönem Blumenfenster nach vorne raus, Terrasse hinten dran, Rasen, Schwimmbecken. Das wäre so das Richtige, in Schleswig-Holstein, irgendwo auf dem Lande. Wir wollen hier nicht bieiben. In einem Dorf zu leben, ist etwas ganz anderes, als wenn man hier in einer städtischen Wohnsiedlung lebt. In einem Dorf herrscht solche nette, herzliche und familiäre Atmosphäre zwischen allen Bewohnern. Das kann man mit diesem Wohnen überhaupt nicht vergleichen."

Man träumt vom Leben auf dem Dorfe, hat Sehnsucht nach der Idylle. Aber man bleibt gefangen in der Wirklichkeit der Mustersiedlung.